

## 1.2 Artikulation als Diskursproduktion

Obgleich Bezeichnetes und Bezeichnung, jedes für sich für genommen, lediglich differentiell und negativ sind, ist ihre Verbindung ein positives Faktum.

(Saussure 1967: 144)

Die beiden bei Laclau/Mouffe angelegten Diskursbegriffe weisen in gegensätzliche Richtungen. Die strukturalistische Intuition, Bedeutung werde durch Differenzsysteme erzeugt und die praxeologische, Bedeutung entstehe stets in Praktiken, erzeugen gleichwohl *nicht* eine grundsätzliche Theoriegabelung (vgl. Marchart 2013a: 342ff.), die sich nur in die eine oder andere Richtung auflösen ließe. Der entscheidende Grund dafür ist: Laclau/Mouffe arbeiten im Gefolge von Derrida mit einem grundsätzlich offenen, prozesshaft angelegten Strukturbegriff. Letzterer erlaubt es, die oben noch geschlossen erscheinende Differenzsysteme als dezentrierte, erst noch herzustellen zu begreifen. Diese Offenheit bereitet ein Diskursverständnis vor, das Struktur und Praxis prinzipiell zusammenzudenken erlaubt. Der vorliegende Schritt wird zunächst bündig die poststrukturalistische Grundthese präsentieren, die Laclau/Mouffe von Derrida übernehmen, um von ihr aus in den zentralen Begriff der Artikulation einzuführen.

Wenn Ferdinand de Saussure der Gründervater des Strukturalismus ist, dann ist Jacques Derrida der des Poststrukturalismus. Derrida dekonstruiert den Strukturalismus, um ihn über sich hinauszutreiben. Man müsse, so Derrida (1972: 422), »die Strukturalität der Struktur« ernster nehmen als der Strukturalismus selbst. Die vermeintliche Geschlossenheit, die Saussure – oder Claude Lévi-Strauss – noch Differenzsystemen zuschreiben, drückt für Derrida eine typische Geste aus: »[D]er Struktur ein Zentrum geben und sie auf einen Punkt der Präsenz, auf einen festen Ursprung beziehen« zu wollen (ebd.). Für Derrida ist die Stabilität von Differenzsystemen zum Scheitern verurteilt, jede Idee eines die Struktur organisierenden Zentrums oder Ursprungs kann der Struktur nie vollends äußerlich bleiben, sondern muss in dieser Struktur wiederauftauchen (vgl. ebd.). Es gibt nach Derrida *kein* Jenseits hinter dem Spiel der Differenzen.

Dieser radikalisierte Strukturalismus lässt sich an der dekonstruktiven Lektüre Saussures veranschaulichen (zum Folgenden: Derrida 1974: 53–77). Derridas Kritik an der strukturalistischen Sprachtheorie entzündet sich an Saussures Unterscheidung zwischen Lautsprache und Schrift, also zwischen gesprochenem Wort und geschriebenem Wort (vgl. Saussure 1967: 28ff.). Nach Saussure kommt der Lautsprache das Primat vor der Schriftsprache zu: Das gesprochene Wort bringt die Sprachzeichen ursprünglich zum Ausdruck, wohingegen sie vom geschriebenen bloß auf abgeleitete Weise repräsentiert werden. »Nicht die Verknüpfung von geschriebenem und gesprochenem Wort ist Gegenstand der Sprachwissenschaft, sondern nur das letztere, das gesprochene Wort allein ist ihr Objekt«, so Saussure (ebd.: 28).

Diese Abtrennung der Schrift- von der Wortsprache und die Setzung letzterer als vorrangig folgt, so nun Derrida, notwendig aus Saussures Setzung, dass die Sprache ein geschlossenes System sei. Die Sprache lässt sich nur deshalb als geschlossenes Diffe-

renzsystem lesen, weil hier eine *Grenze* zwischen einem legitimen inneren (gesprochenes Wort) und einem illegitimen äußeren Sprachbereich (geschriebenes Wort) gezogen wird. Kraft dieser Grenzziehung wird erst ein stabiler Innenraum erzeugt. »Das Draußen ist das Drinnen«, pointiert Derrida (1974: 77), auf die Paradoxie von Saussures Argument zielend. Während letzterer einerseits trefflich die Arbitrarität und radikale Relationalität der Sprachzeichen unterstreicht, hält er andererseits an der gleichsam transzendentalen Gegenüberstellung zwischen Wort und Schrift fest. Diese Unterscheidung leitet sich nach Derrida *nicht* immanent aus einer relationalen Sprachauffassung ab, sondern gehorcht einem verborgenen metaphysischen Leitmotiv: dem Logozentrismus – also der Idee, dass eine übersubjektive Vernunft für die Stabilität der Sprache garantiere (vgl. ebd.: 76). Saussure macht mit der Sprache das, was die abendländische Philosophietradition (fast) immer machte, nämlich das »Sein als Präsenz« bestimmen.

Derridas Dekonstruktion Saussures legt offen, wie der Poststrukturalismus diskursive Strukturen begreift: Die Letztzuschließung eines Diskurses (hier: das geschlossene Sprachsystem) ist nur über die Einsetzung »transzendentaler« Moment (hier: der Logozentrismus) möglich. Die Paradoxie dieser Schließung liegt darin, dass sie nicht nur außerhalb des Diskurses operiert, sondern in seinem Inneren wiederauftaucht (hier: gesprochenes vs. geschriebenes Wort). Dadurch enthüllt sich die Idee eines transzendentalen Zentrums, das alle anderen Beziehungen organisiert, als erkenntnistheoretischer Trugschluss. Nach Derrida verorten sich alle scheinbar transzendentalen Zeichen – seien sie als Logozentrismus, Vernunft oder Subjekt bestimmt – stets zugleich außerhalb *und* innerhalb des Systems von Differenzen (vgl. Derrida 1972: 423).

In diesem Sinne müssen, so Derrida, Strukturen stets als *gebrochene* gelesen werden, lassen sie sich doch nicht mittels fester Fixpunkte stabilisieren. Diese vermeintlichen Fixpunkte verdecken nur jene Bewegung, die nach Derrida primär ist, die der *différance*. Dies ist das freie Spiel der Differenzen, das die Stabilität der Struktur immer wieder in Frage stellt und sie gleichzeitig immer wieder erzeugt (vgl. Derrida 1972: 440, auch Derrida 1986: 70). Das Primat der Differenz untergräbt grundsätzlich jedes organisierende Zentrum und raubt ihm seine scheinbar unverrückbare Grundlage. Die Bewegung der *différance* verschiebt und entleert das Zentrum, um es immer wieder aufs Neue zu bestimmen und neu zu besetzen. Diese Umbesetzungen sind, so Derrida, supplementär. Jedes eingesetzte Zeichen fügt dem abwesenden Zentrum etwas hinzu, es besetzt und verschiebt das Zentrum in spezifischer Weise (vgl. Derrida 1972: 437). Das Spiel der Differenzen stellt somit die Idee eines transzendentalen Zentrums in Frage und deutet es deontologisch um: Alle Strukturen und all ihre vermeintlich transzendentalen Zentren enthüllen sich nun als Effekte des primären Spiels der Differenzen.

Der kurze Exkurs in das dekonstruktive Denken enthält für die Diskurstheorie von Laclau/Mouffe zentrale Lehren. Die erste und grundlegende lautet, dass die beiden Autor:innen von Jacques Derrida die Annahme übernehmen, dass *alle* sozialen Verhältnisse nach dem Muster *gebrochener* Strukturen zu lesen sind. Wenn die Hegemonietheorie behauptet, dass das Soziale und das Diskursive gleichbedeutend seien, dann legt sie dabei den dezentrierten Diskursbegriff Derridas zugrunde. »Society and social agents lack any essence, and their regularities merely consist of the relative and precarious forms of fixation which accompany the establishment of a certain order«, so Laclau/Mouffe (2001: 98). Im Gefolge Derridas wird Gesellschaft, werden soziale Verhältnisse insge-

samt als kontingente gedacht. Aus dieser Warte kann die Ordnung, die Gesellschaft annimmt, niemals vorausgesetzt werden, sondern bleibt erklärungsbedürftig. Da Gesellschaft das Ergebnis von Strukturierungen ist, muss eine poststrukturalistische Sozialtheorie eben diese Strukturierungsleistungen (»the relative and precarious forms of fixation«) ins Zentrum ihrer Analyse rücken. Gebraucht dafür Derrida noch den Begriff der *différance*, so entwerfen Laclau/Mouffe für die ständige Re- und Destabilisierung von Diskursstrukturen ein anderes Konzept – das in ihrem Begriffsapparat eine Schlüsselrolle spielt.

Wir stehen vor dem Begriff der Artikulation. Laclau/Mouffe definieren ihn folgendermaßen: »[W]e will call *articulation* any practice establishing a relation among elements such that their identity is modified as a result of the articulatory practice. The structured totality resulting from the articulatory practice, we will call *discourse*.« (Ebd.: 105, H. i. O.) Diese Definition enthält drei zentrale Merkmale, für die schon Derrida sensibilisierte. An erster Stelle verbinden Artikulationen verschiedene, zuvor unverbundene Elemente in einer Weise, dass sich ihre Identität verschiebt. Auf diese Weise produzieren, zweitens, Artikulationen neue Einheiten; sie bringen die Diskursstrukturen oder, mit Laclau/Mouffe, die Diskursformationen hervor, die sich dann zu relativ geschlossenen Entitäten verfestigen. Schließlich ist zu betonen, dass die obige Definition von Artikulationspraktiken spricht. Artikulationen sind Praktiken, die im Großen wie im Kleinen wirken und alle sozialen Verhältnisse durchziehen.

*Verbinden, verändern, hervorbringen* – diese dreifache Bewegung zeichnet die Praxis der Artikulation aus. Artikulationen sind die Antwort von Laclau/Mouffe auf die Frage, wie sich konstitutiv instabile Differenzsysteme überhaupt konstituieren. Artikulationen produzieren Diskurs, sie schaffen relativ verfestigte Ordnungen. Andererseits jedoch wirken Artikulationspraktiken auch diskursverändernd. Artikulationen brechen Diskurse auf, immer wieder stellen sie einmal errichtete Ordnungen in Frage, um sie neu und anders einzurichten. Artikulationen stehen also für eine Doppelbewegung, sie bringen Strukturen hervor und werfen sie immer wieder um, sie fixieren und dislozieren den Diskurs (vgl. ebd.: 109).

Wenn die Hegemonietheorie die Diskursproduktion auf die Artikulation zurückführt, dann hat das weitreichende Folgen. Denn Laclau/Mouffe setzen das Diskursive mit dem Sozialen gleich, sozialtheoretische Grundkategorien wie Subjekt, Kollektivität, Gesellschaft oder Norm lesen sie als diskursiv konstituierte, sie *alle* sind Artikulationseffekte. Artikulationen, nichts als Artikulationen bringen soziale Ordnungen hervor und forcieren ihren Wandel. Ein Beispiel dafür bieten Laclau/Mouffe (ebd.: 116f.) mit der traditionsreichen Kategorie »man«. <sup>17</sup> Das Autorenpaar weigert sich, die Identität »man« essentialistisch zu lesen, das schlichte Vorhandensein des angeblich vernunftbegabten Wesens zu akzeptieren, das jahrhundertlang als Sinnbild von Aufklärung und Fortschritt erst in Europa und dann weltweit vorherrschte. Hingegen sei zu fokussieren, wie in Kolonialgebieten die »rights of man« gemeinsam mit »European values« als Rechtfertigung der Kolonialherrschaft funktionierte. Oder wie die Idee des rationalen

17 Was im Deutschen gleichbedeutend mit der Kategorie »des Menschen« wäre, die allerdings im Englischen genauso wie in den romanischen Sprachen (*hombre, homme, uomo*) ebenso gleichbedeutend mit »dem Mann« ist.

Menschen lange Zeit als Distinktionsmechanismus des männlichen Angehörigen des Besitzbürgertums fungiert habe, um sich vom weiblichen Geschlecht und den Arbeiterklassen abzugrenzen und diese abzuwerten (vgl. ebd.). Nach Laclau/Mouffe lautet also die Aufgabe, die Kategorie »man/Mensch« als Artikulationsprodukt auszubuchstabieren:

[W]hat is important is to try to show how »Man« has been produced in modern times, how the »human« subject – that is, the bearer of human identity without distinctions – appears in religious discourses, is embodied in juridical practices and is diversely constructed in other spheres [...] But it is equally evident that the analysis cannot simply remain at the moment of *dispersion*, given that »human identity« involves not merely an ensemble of dispersed positions but also the forms of overdetermination existing among them. »Man« is a fundamental nodal point from which it has been possible to proceed, since the eighteenth century, to the »humanization« of a number of social practices. (Ebd.: 116f., H. i. O.)

Das Zitat legt offen, dass Artikulationspraktiken in der *Breite*, in der *Tiefe* und in der *Zeit* wirken. Artikulationen durchkreuzen auf der horizontalen Ebene Gesellschaftsbereiche und stellen zwischen ihnen neue Verbindungen her. Im Beispiel werden religiöse Diskurse, juristische Praktiken oder auch philosophische Systeme gemeinsam artikuliert, um die Idee eines aufgeklärten Subjekts zu kreieren. So sind Artikulationen als Prozesse zu lesen, die auf der vertikalen Ebene operieren, die gewisse Diskursmomente gegenüber anderen privilegieren. Derridas Idee, dass Diskursstrukturen *uneben* verfasst sind, dass sie durch Zentren organisiert werden, greift die Hegemonietheorie auf, um davon zu sprechen, dass Artikulationen Knotenpunkte (»nodal points«) einrichten, um die herum sich andere Momente gruppieren. Die Idee »man/Mensch« ist solch ein Knotenpunkt, auf den eine Vielzahl von Diskursen und Praktiken verweisen. Schließlich wirken Artikulationen in der Zeit. Die Idee des »vernunftbegabten Subjekts« weist eine lange Historie auf. Erst artikuliert sie sich in der Neuzeit, doch zum wahren Knotenpunkt wurde »man/Mensch« Jahrhunderte später, in der Moderne. Diese Artikulationspraxis entfaltete sich langsam und hat Spuren hinterlassen, die bis heute fortwirken.

Es ist wichtig, die strukturierende Leistung von Artikulationen vor dem Hintergrund einer prinzipiellen Kontingenz zu lesen: »The practice of articulation [...] consists in the construction of nodal points which partially fix meaning; and the partial character of this fixation proceeds from the openness of the social, a result, in its turn, of the constant overflowing of every discourse by the infinitude of the field of discursivity.« (Ebd.: 113)<sup>18</sup> Die Artikulation erscheint hier als so notwendiger wie unmöglicher Prozess, der immer wieder versucht, Bedeutung zu fixieren, was aber das Soziale/Diskursive in seiner Offenheit immer wieder unterminiert. In diesem Hin und Her zwischen Struktur und Kontingenz eröffnet sich ein Verständnis von Artikulationspraktiken, das prinzipiell die zwei bei Laclau/Mouffe angelegten Diskursbegriffe zusammenführen, das strukturalistische wie das praxeologische Verständnis in sich aufnehmen *könnte*. Einerseits (Diskursbegriff 1) arbeiten sich Artikulationen an Differenzsystemen ab, sie bringen diese hervor und machen sie immer wieder zunichte. Andererseits (Diskursbegriff 2), und

18 Im Original ist das gesamte Zitat kursiv gesetzt, worauf ich hier aus Gründen der Lesbarkeit verzichte.

durch diese offene Dynamik ermöglicht, stehen soziale Praktiken im Zentrum des Sozialen, sie bringen Diskursstrukturen hervor. So verfestigt und mächtig gewisse Diskursstrukturen sind, jede Praxis kann diese Strukturen verschieben, sich eigensinnig in Differenzsysteme einschreiben und damit neue Bedeutungen schaffen. Jede soziale Praxis kann als Artikulationspraxis gedeutet werden (vgl. ebd.: 113).

**Antagonistisch und Äquivalenzen schmiedend – die hegemoniale Artikulation** Die poststrukturalistische Synthese der strukturalistischen und praxeologischen Diskursverständnisse deutet sich bei Laclau/Mouffe an, ohne von ihnen eingelöst zu werden. Wie eine solche Zusammenführung aussehen könnte, darauf wird noch ausführlich zurückzukommen sein (Kap. VI). Doch bevor der Artikulationsbegriff der Hegemonietheorie überarbeitet wird, um seine Stärken zu bewahren und seine Schwächen zu glätten, muss er zunächst vollständig dargestellt werden. Bisher wurde ein Grundverständnis der Artikulation erarbeitet, von dem aus *verschiedenartige* Artikulationsverständnisse erwachsen könnten. Laclau/Mouffe sind an dieser Stelle sehr explizit. Sie sprechen von der Artikulation im Allgemeinen, verwerfen zwei Spielarten von Artikulationspraktiken, die sie nicht interessieren,<sup>19</sup> und stellen schließlich eine *spezifische* Artikulationspraxis ins Zentrum:

[T]he two conditions of a hegemonic articulation are the presence of antagonistic forces and the instability of the frontier which separate them. Only the presence of a vast area of floating elements and the possibility of their articulation to opposite camps – which implies a constant redefinition of the latter – is what constitutes the terrain permitting us to define a practice as hegemonic. Without equivalence and without frontiers, it is impossible to speak strictly of hegemony. (Laclau/Mouffe 2001: 136)

Kontingenz und Antagonismus sind die beiden Ressourcen, die eine *hegemoniale* Praxis der Artikulation sowohl voraussetzt als auch produziert. Einerseits sind hegemoniale Artikulationen auf die Gebrochenheit von Diskursstrukturen angewiesen. Diese Artikulationsform operiert in einem Terrain, das ständig durch Differenzbeziehungen überdeterminiert wird. Die »vast area of floating elements« erschwert Verbindungspraktiken, da es sie fortwährend unterminiert, für einen steten Sinnüberschuss sorgt.<sup>20</sup> Doch gerade dadurch stellen die flottierenden Elemente ein schier unerschöpfliches Reservoir an neuen Verbindungsmöglichkeiten bereit. Vor diesem Tableau entfaltet sich, andererseits, die strukturierende Praxis der Artikulation kraft der Grenzziehung zwischen zwei gegensätzlichen Lagern. Jedes dieser Lager kann die »flottierenden« Elemente verbinden und zu »seinen« Diskursmomenten machen, weil es sich vom jeweils anderen abgrenzt (s.u.). Hegemoniale Artikulationen, die von Laclau/Mouffe – und auch in meiner Arbeit

19 Diese verworfenen Artikulationspraktiken zielen einerseits auf die Restrukturierung institutionalisierter Settings (»bureaucratic administrative functions«) und drehen sich andererseits um den Konflikt zwischen religiösen Gemeinschaften. Beides, Institution und Gemeinschaft, wird in einen erweiterten Artikulationsbegriff einfließen.

20 Diese »Kontingenzbedingung« der Artikulation benennt der späte Laclau (2005: 139–156) mit dem Begriff der Heterogenität, dazu: Thomassen 2005: 300–304. Es gibt hier auch Verbindungslinien zum Sinnbegriff Luhmanns (1998: 49f.), dazu: Stäheli 2000b: 64–92.

(Kap. VI.2.) – oft schlicht als politische Artikulationen definiert werden, sind für das Autorenpaar sehr produktive Artikulationen. Die dreifache Bewegung des Verbindens, Veränderens und Hervorbringens von Diskurs scheint bei *dieser* Artikulation idealtypisch vollendet.

Was nun die hegemoniale Artikulation auszeichnet, ist die Spannung zwischen zwei gegensätzlichen Logiken, der der *Äquivalenz* und jener der *Differenz*. Zunächst zu letzterer: Sie steht, so tautologisch es klingt, für die Differenz im Differenzsystem, für den von den anderen sich unterscheidenden Charakter jedes Elements in Diskursen. »Difference = Identity«, hält Laclau (1996: 38) das urstrukturalistische Rasonnement hinter dieser Logik fest. Tatsächlich wäre eine Ordnung, die rein durch die Differenzlogik bestimmt wäre, starr, in ihr besäße jedes Moment gegenüber jedem anderen eine fixierte Beziehung. Dass es dazu nicht kommt, dafür sorgt die Äquivalenzlogik. Sie versinnbildlicht genau jene zusammenführende und verdichtende Bewegung, die sich oben im Moment der Grenzziehung abzeichnete. »[T]he differences cancel one other out insofar as they are used to express something identical underlying them all«, beschreiben Laclau/Mouffe (ebd.: 127) die Gleichsetzungsbewegung, die aus verschiedenen Elementen eine neue Einheit schafft, indem sie ihnen eine neue Identität verleiht.

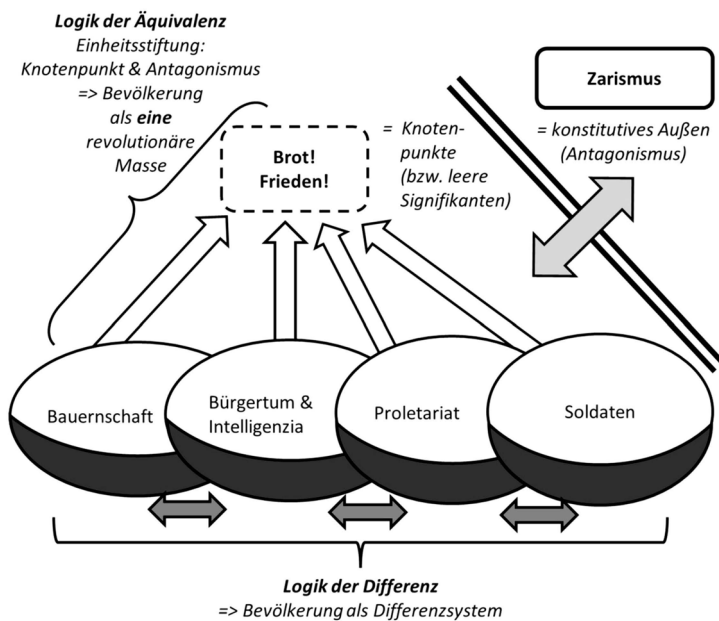
Die Logiken der Differenz und der Äquivalenz bilden nach Laclau/Mouffe ein Spannungsfeld, das für jede Artikulation und besonders für die hegemoniale konstitutiv ist, lässt es sich doch weder in die eine noch in die andere Richtung auflösen. »[O]n the one hand, each difference expresses itself as difference; on the other hand, each of them *cancel*s itself as such by entering into a relation of equivalence with all the other differences of the system.« (Laclau 1996: 38, H. i. O.) Das Zitat betont die Verwobenheit von Äquivalenz und Differenz – und verweist darauf, dass nur *eine* der beiden Logiken *politisch* ist. Die Äquivalenzlogik vollzieht genau jene verdichtende Bewegung, die nach Laclau/Mouffe hegemoniale Artikulationen definiert. Die Äquivalenz arbeitet sich stetig an der Differenzlogik ab, sie versucht sie zu überwinden, um das Verschiedenartige zum Teilglied einer übergreifenden Einheit zu machen.

Das von Laclau (in Butler et al. 2000: 302ff.) gebrauchte Beispiel der Februarrevolution von 1917 kann zeigen, wie die Hegemonietheorie hegemoniale Artikulation konzipiert. Man stelle sich skizzenhaft das Land vor, wie es im Ersten Weltkrieg kämpft und unter akuten Versorgungsnotén leidet – und unter der autokratischen Zarenherrschaft kein Ende beider Missstände erwartet. Die russische Bevölkerung kurz vor der Februarrevolution lässt sich als gebrochene Diskursstruktur lesen. Die Topographie Russlands scheint von der Differenzlogik dominiert: Jede Gruppe hat ihre eigene Identität in Abgrenzung zur Anderen. Die Bauernschaft, die jahrhundertlang (bis 1861) in Leibeigenschaft lebte, unterscheidet sich gegenüber dem in den Metropolen sich bildenden Industrieproletariat, dieses grenzt sich vom Bürgertum und der urbanen Intelligenzia ab. Die Soldaten an der Front bilden ein eigenes Kollektiv. Doch anhaltende Hungersnöte fachen Anfang 1917 einen allgemeinen Aufruhr an. Anlässlich des Internationalen Frauentages am 8. März gehen im damaligen Petrograd (Sankt Petersburg) Hunderttausende auf die Straße und rufen: »Brot und Frieden!«

Rund um diese beiden Forderungen verbinden sich, zugespitzt gesagt, in kurzer Zeit die zuvor differenten Bevölkerungsgruppen (vgl. Merridale 2017: 119f.). Die am 8. März entfachten Unruhen legen sich nicht mehr, binnen weniger Wochen stürzt das Regime,

Sowjets bilden sich im ganzen Land. Die Verschiedenartigen werden zusammengeführt durch die Hoffnung auf ein Ende der Not und den Absetzungswunsch von Zar und Adel. Die Differenzen schwächen sich ab, es entsteht eine übergreifende Identität: Die revolutionäre Masse, von der schon Lenin behauptete, dass sie über das Proletariat und dessen Avantgarde (die Bolschewiki) hinausgehe und mit den »nichtproletarischen werktätigen Massen bis zu einem gewissen Grade« verschmelze (Lenin 1959: 681), konstituieren das, was sich als eine neue Kollektivität oder eben als ein neuer Diskurs bezeichnen ließe. Diese vereinheitlichende Bewegung versteht die Hegemoniethorie als Äquivalenzlogik. Sie destabilisiert das soziale Gefüge und schafft eine neue Ordnung, indem sie eine Grenze gegenüber einem antagonistischen Außen (Zarismus) zieht und zugleich diskursive Knotenpunkte (»Brot und Frieden!«) errichtet. Abbildung 2 veranschaulicht am Beispiel die Grundbewegung der politischen Artikulation.

Abb. 2: Politische Artikulationen nach Laclau/Mouffe am Beispiel der Februarrevolution von 1917 in Russland



Das (sehr) stark vereinfachende Beispiel zeigt, wie sich die Hegemoniethorie die Spannung zwischen Differenz und Äquivalenz vorstellt. Während die Differenzlogik einen Status quo abbildet, in dem verschiedene soziale Identitäten scheinbar fixiert sind und sich strikt unterscheiden, versucht die Äquivalenzlogik, diese Differenzen zu überwinden. Die Äquivalenz arbeitet sich an der Differenz ab, sie versucht dort eine neue, verbindende Einheit zu schaffen, wo es zuvor keine gab. Dieses Abarbeiten an der Differenz und deren Überwindenwollen muss als eine *performative* Bewegung gelesen werden. Wie Laclau (2005: 77) betont, ist die Etablierung einer Äquivalenzkette eben nicht eine

Summe von zuvor unverbundenen Identitäten, sie produziert vielmehr eine neuartige Kollektivität. Doch die revolutionäre Masse ist konstitutiv instabil, ihr gelingt es immer nur partiell, sich als ein »neues Volk« zu konstituieren.

Zwei Bewegungen sind für Laclau/Mouffe bei dieser Einheitsbildung, in der die Logik der Äquivalenz über die der Differenz dominiert, ausschlaggebend: Zunächst steht da der Knotenpunkt, rund um den sich verschiedene Identitäten (d.h. Diskursmomente) gruppieren. Hier vollzieht sich das, was die Hegemonietheorie als *Universalisierungsbeziehung* bezeichnet. Die Forderungen »Brot!« und »Frieden!« werden, um Laclaus Begriff (vgl. 1996: 42) einzuführen, zum leeren Signifikanten, in dem sich potentiell die revolutionäre Masse als ein neues, handlungsfähiges Volkssubjekt wiederfindet. »Brot/Frieden« symbolisieren in der Februarrevolution mehr als nur Befriedung oder Nahrung, sie drücken den Unmut gegen den Zarismus und den Umbruchwillen großer Teile der Bevölkerung aus. Gleichwohl bleibt dieser Entleerungsprozess unvollkommen. Knotenpunkte (bzw. leere Signifikanten) bleiben an Artikulationen rückgebunden, ihre Universalität ist, wie Laclau (in Butler et al. 2000: 194) betont, »only the set of ›names‹ corresponding to an always finite and reversible relation between particularities«. Diese Rückgebundenheit des Knotenpunktes an seine Artikulationspraxis und seine unvollkommene Universalisierung legen wichtige, doch bei Laclau/Mouffe ungeklärte Fragen nahe: Wie vollzieht der Knotenpunkt seine Universalisierungsleistung? Was sind überhaupt Knotenpunkte und wie entfalten sie sich in Artikulationspraktiken (dazu: Kap. VI.2.)?

Bevor ich mit dem Antagonismus auf die zweite Figur eingehe, die bei diskursiven Einheitsstiftungen eine zentrale Rolle spielt, ist kurz innezuhalten und zu fragen: Was sagen die bisherigen Ausführungen überhaupt zum Ereignis der Russischen Revolution aus? Primär nur, dass sich dort, in jenem spezifischen historischen Kontext, eine Artikulationsform entfaltet, die dem Raster der Hegemonietheorie entspricht. Entscheidend sind bei Laclau/Mouffe die übergeordneten Operationen, die hegemoniale Artikulationen (angeblich) dirigieren. Das Zusammenspiel von Äquivalenz- und Differenzlogik, die Einrichtung und Universalisierung von Knotenpunkten/leeren Signifikanten und, wie sich gleich zeigen wird, antagonistische Grenzziehungen sind formale Operationen, die für die Hegemonietheorie jede Artikulation auszuzeichnen scheinen. Sie sind politische *Logiken* (vgl. Laclau/Mouffe 2001: 143f.), die auf einer ontologisch tieferen Ebene verortet werden als die konkrete Gesellschaftsrealität, in der sie sich entfalten. Polemisch gesagt: Was in Russland 1917 geschah, ist für Laclau/Mouffe weniger wichtig als die Tatsache, dass dort hegemoniale Artikulationen nach dem vorgegebenen Raster geschahen. Es zeichnet sich schon ab, dass die Hegemonietheorie als ein deduktiver Ansatz verfährt, der Artikulationen nicht als konkrete, in Zeit und Raum situierte soziale Praktiken liest. Vielmehr werden diese auf übergeordnete Logiken zurückgeführt, die merkwürdig entbettet über dem konkreten Geschehen stehen. Mein Artikulationsverständnis wird dem mit einer dezidierten Entformalisierung und einem praxeologisch geerdeten Vokabular entgegentreten (siehe: Kap. VI.2.).

### 1.3 Grenze und Grund: der Antagonismus

Es gibt bei Laclau/Mouffe einen Begriff, der ihren Ansatz konflikttheoretisch zuspitzt. Erst wenn sich erschließt, wie der Begriff des Antagonismus eine poststrukturalistische